

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Jahrgang 30.

Grand Island, Neb., 13. Februar 1910. Zweiter (Theil.)

Nummer 26.

Kinderliebe.

Kinderliebe ist Verklärung; Bist Du mit den Kindern gut, Eigenthümlich heller Schimmer Tief in Deinen Augen ruht —

Und um Deine Stirne windet Sich's wie ein Schützengelschein, Darum wollen alle Kleinen Hin zu Dir, bei Dir nur sein.

Oft ein Kind versteht und ahnet, Was vielleicht kein and'rer weiß — Schlingt um Dich die beiden Arme „Hab' Dich lieb'...“ sagt es Dir leich' —

Die Macht der Liebe.

Von F. F. Klie.

Seit einem halben Jahr war sie nun schon verlobt, und noch ein Jahr mußten sie warten, ehe sie sich ihr Heim gründen konnten.

Annemarie Heinicus sah traurig vor sich hin: Ein ganzes Jahr sollte sie noch untätig warten, als Einundzwanzigjährige ohne bestimmten Wirkungstreis, der ihr Sein und Wesen voll ausfüllte? Wo blieb die große Pflicht, von der sie stets geträumt hatte, das herrlich große Bewußtsein, dem sie ihre überquellenden frischen Kräfte leihen konnte?

Warten, warten — immer nur warten! Ihre ganze Zeit ausgefüllt mit dem Schreiben von Liebesbriefen, auf deren pünktliches Eintreffen von anderer Seite sie lauerte.

Was das ihre ganze Thätigkeit? Ach nein — nein — natürlich — sie nähte sich ihre Ausstattung selbst. Jeder lobte sie. Mit feinstem Eifer stürzte sie sich auf die selbstgewählte Arbeit, ihre Wäscheausstattung durch eigenen Fleiß herzustellen.

Und war doch nicht befriedigt. Wo blieb das Hohe, das Große — das sie sehnsuchtsvoll vom Leben erhofft hatte; auf das sie gelauert, seit sie selbst zu denken gelernt hatte; nach dem sie gestrebt im instinktiven Drange ihrer innersten Natur, bis sich ihr die Liebe genähert hatte und sie mit ihrem Verlobten verband?

Das Gefühl einer bewussten reinen Liebe hatte sie zu ihm hingezogen — und nun war sie doch nicht befriedigt. „Entsagung und Geduld sind die größten Weisheitsregeln“ — sind die Prüffsteine des Lebens,“ so schrieb ein alter Ontel. Ja, ja — sie wußte schon.

Wer aber halt ihr über diese unausgefüllte Wartezeit hinweg, da alle Pulse in ihr ungestüm nach einem größeren Arbeitsfeld drängten? War sie im Elternhause nicht auch entbehrlich?

Auch ohne ihre Anwesenheit ging alles seinen gewohnten Gang. Wollte sie in der Küche helfen, so zeigte die Köchin ein mürrisches Gesicht, als befürchte sie das Antauchen altgewohnter Rechte.

Und die Mutter fand bei jeder Hilfe von ihrer Seite einen Tadel. Auch ihre drei jüngeren Geschwister kümmerten sich wenig um die bebauende ältere Schwester, die trotzdem so sorgsam um das Instandhalten ihrer Garderobe bemüht war.

Nur durch die Brautwerbung schien sie in den Augen der Geschwister gewonnen zu haben, durch die Person ihres Verlobten, der jedes Vierteljahr einige Wochen zu Besuch kam.

Annemarie ging trotz ihres Fleißes und ihrer Thätigkeit innerlich einsam ihre Wege. Als Braut kam sie sich im eigenen Elternhause verwaist und überflüssig vor. Selbst mit ihren Eltern fand sie sich nur im Schilde ihrer Zukunftspäne.

Ja — als die Eltern sie auf Bälle geführt hatte, hatte es für die Mutter Hoffnungen geborgen, hatte einen, wenn auch unausgesprochenen Zweck gehabt.

Aber so — so konnte sie niemals im Elternhause etwas geben.

Seufzend sah das junge Mädchen von ihrer Arbeit auf. Es passierte jetzt oft, daß sie trübfinnig zum Fenster in den grauen Herbsttag hinaus sah.

Novemberstürme beugten die Wipfel der Bäume tief hinab. Schaurig hörte sich das Säusen des Windes an.

Auch in den durch dauernden Grubeln oft schlaflosen Nächten erfüllte der draußen die Luft peitschende Sturm das junge Mädchen mit kalten Schauern. Frostfeln zog sie dann die Bettdecke bis hoch über die Ohren und sann

und sann — über sich und ihren Verlobten.

„Ich — ich — ich —“ war der Ausschall aller Gedanken, ohne daß sie es sich recht klar machte.

Und doch — in einer stürmischen Novembernacht, als alle Bäume ächzten und stöhnten, kam ihr der erlösende Gedanke.

Jetzt hatte sie es: Sie wollte sich einen Wirkungskreis schaffen, sich anderen nützlich machen. Zu einer Schwester ihrer Mutter wollte sie gehen, die seit Jahren gelähmt war. Der konnte sie ihre jungen, während ihrer Verlobungszeit brachliegenden Kräfte widmen und ihr das schwere Leben erleichtern.

Seit langer Zeit schlief das junge Mädchen den ersten ruhigen Schlaf sorgloser Jugend. Glücklich Juchend lag auf ihrem hübschen Gesicht, das von dunklen Locken umrahmt war.

Helles Staunen malte sich auf den Gesichtern der Eltern, als Annemarie den Frühstückstisch gedeckt hatte, und ihren Plan vorzutrug: Ihre Seele lechzte aus tiefstem Innern nach einer alle Kräfte anspannenden Lebensbethätigung. Sie hätte so viel Ueberfluß an Kraft und hellem Willen. Nur Thätigkeit — wirkliche Thätigkeit mußte es sein!

„Dann schreibe nur an Tante Marie“, schlug der Vater vor, seiner Frau einen vielsagenden Blick zuwerfend.

Zu gleicher Zeit mit Annemaries Brief ging ein Schreiben der Mutter an die Schwester ab.

Und pünktlich war die Abgabe der Tante in Annies Händen.

Das junge Mädchen war wie verblüfft: Also auch dort konnte man sie nicht gebrauchen! War ihr Dasein denn ganz zwecklos auf der Welt? Sollte sie ihren eigenen Zukunftshoffnungen leben?

Das konnte sie nicht! Mit doppeltem Eifer, mit unermüdetem Fleiß setzte sie ihre Thätigkeit an der Nähmaschine fort. Das dröhnende Surren der Maschine klang, nur von kurzen Pausen unterbrochen, das immer.

Eines Nachmittags, als Annie in eifrigster Beschäftigung war, lagte ein blonder Lodenkopf fast scheu fragend durch die Thürspalte. Zwei blaue Augen sahen die Schwester schüchtern blickend an:

„Ach Annie, mach mir doch meine Lokomotive heil.“

„Dabei geht keine Zeit, Erich — wirklich nicht.“

Eifrig furrte das Maschinenrad weiter.

Mit niedergeschlagener Miene entfernte sich der siebenjährige Bruder.

Auf einmal stieß Annemarie ein seltsamer Gedanke hoch: hatte sie wirklich so wenig Zeit — war ihre Arbeit wirklich so eilig, daß sie dem kleinen Bruder nicht einmal einen kleinen Gefallen thun konnte?

„Erichmännle!“ rief sie im plötzlichen Impuls. „Gieb her“

Frost frömte der Knabe in's Zimmer, und jetzt erst fiel es Annie auf, wie lieb und weich die Stimme des Kleinen bitten konnte, und wie reichender Ausdruck von Befriedigung sein Gesicht erfüllte, als er nach dem reparierten Schaden das Zimmer verließ.

Ein sonderbares Sehnen zog plötzlich in ihr Herz, und doch widerstrebend, als schäme sie sich ihrer besseren Gefühle, ging sie hinüber in das Kinderzimmer.

Von nun an wurde sie dort ein täglicher Gast — nicht einmal „Gast“ — unentbehrlich, ganz heimlich wurde sie bald in dem kleinen Gemach.

Der Sertaner half sie über die Schwierigkeiten in seinen Arbeiten Dittal und Klein-Erdenchen schmiegte sich bald vertrauensvoll an die große Schwester an.

Mit ihren großen und kleinen Leiden kamen sie zur Schwester.

Annemarie hatte jetzt ihren Wirkungskreis.

Des Morgens rissen sich die Geschwister darum, wen Schwester Annie zur Schule bringen sollte. Und Nachmittags, jezt in tiefen Winter, lieferte sie unter hellem Jubel der Kinder manche Schneeballschlacht im wirbelnden Schnee.

Selbst am Abend, wenn Annie sich dem siebzehnjährigen Bruder widmete, der sich am Tage praktischer Arbeit in einer Fabrik unterzog, wollten die jüngeren Geschwister nicht fehlen.

Dann las der große Bruder ihr, trotz seiner anstrengenden Arbeit aus Goethes „Wahrheit und Dichtung“ vor, und sie hörte, obgleich sie es schon oft gelesen, mit willigem Ohr zu. Und wie ein Heilmittel hatte sich die Erzählung unter einem Sessel verneigt, um auch diese Stunden der geliebten Schwester nahe zu sein.

Da merkte Annemarie, woran es ihr

gefehlt hatte und dachte voller Dankbarkeit der Offenbarung, die so plötzlich und hell in ihre Seele geleuchtet hatte.

„Wie geht es Annie?“ hörte sie das ängstlich besorgte Flüstern ihrer Geschwister während einer Krankheit. Auf leisen, behutamen Schritten schlichen sie in's Zimmer und brachten ihr kleine Ueberraschungen, die sie von ihren Sparroschen erstanden hatten. Lange überlegten sie sich, welcher Beitrag zum künftigen Haushalt die Schwester am meisten erfreuen würde. Und wenn die Gaben auch klein waren, so that Annies Herz doch einen höheren Schlag bei diesen Beweisen der Liebe und Anhänglichkeit, die sie sich in nie ermüdender Geduld, durch ihre pöthlich ermachte, nie erlassende Theilnahme erobert hatte.

Und ein anderes Gut wollte sie den Kindern retten, das sonst in ihrem Elternhause keine Heimstätte hatte. Hatte ihr Glaube sie nicht immer mit quälenden Zweifeln geplagt — beirrt durch spöttische, ein Kinderherz in Zweifel setzende Bemerkungen des Vaters.

Annemarie gab sich mit tiefem Ernst diesem liegenden Liebeswerke hin und fand in den reinen, unberührten Kinderherzen einen fruchtbareren Boden. — Spielend leste sie das gute Samentorn in die jungen Herzen, Gebannt hingten die Augen der Geschwister an ihren Lippen, wenn Annie mit dem ihr eigenen Schmelz, mit dem so innigen Verständnis für Kinderseelen die ewig alten und ewig neuen Legenden vom lieben Heiland und von seinem köstlichen Wirken erzählte.

Als der Weihnachtsbaum in der Kirche im hellen Lichterglanze erstahlte, als Annie mit ihrem Verlobten, umringt von ihren Geschwister im Gotteshause saß — da tönte selten eine Hymne aufrichtiger durch die Winternacht als das schöne Lied:

„Ich bete an die Macht der Liebe.“

Aus dem hellen Glanz der Kinder-Augen sah Annemarie einen Theil der köstlichen Liebe hervorstrahlen, die sie früher nicht verstanden hatte und die sie durch ihr Wirken in diese Herzen gelegt hatte. Die spendende Liebe, die ihr eigenes Leben reich und inhaltsreich gemacht hatte.

Ist Kälte gesund?

Wer um 40—50 Jahre zurückdenkt und sich des Lebens und Treibens der damaligen Zeit erinnern kann, dem wird auch wieder einfallen, wie sorgsam sich damals die Städte vor der Kälte schützten. Ein halbtuch schien unentbehrlich; Frauen und Männer trugen es, und eine Zeitlang waren lange baoförmige wollene Shawls modern, die man mehrmals um den Hals wickelte und darauf das eine Ende über dem Rücken herabfallen ließ. Fast überall war damals die Ansicht verbreitet, daß die kalte Luft, die den äußeren Hals abkühlte, im Innern Halsentzündungen zeitigte und namentlich den Kindern Bräune, die damals epidemisch stark auftauchende Diphtherie und anderes Leid bringe. Es währte ziemlich lange, bis einseitige Aerzte diese Unfälle ausrotteten, bis die bessere Ueberzeugung Wurzel fachte, daß die Halstücher uns verweischlichen und erst recht Anlaß zu Erkältungen geben, während eine allmähliche Gewöhnung an die Kälte uns abhärtet und die Erkranzungen seltener macht. Heute sieht man, daß fast nur Kranke und Kränkliche wärmende Halstücher tragen, oder sie tauchen ebenso wie der Pelztragen bei sehr starkem Frostwetter auf.

Vor einigen Jahrzehnten wurden Lungenkrankheiten und Lungegeschwäche Enzpflichtig vor jeder kalten Luft behütet. Man verschaffte sie sogar mit Respiratoren, die vor Mund und Nase befestigt wurden; durch ein innen in diesen Apparaten angebrachtes Gitternetz strich die Luft durch, wurde vom Staub etwas gereinigt und erwärmte sich auch ein wenig, bevor sie in die Nase gelangte. Das war ein echter Quäl-Apparat, und er wanderte zu allem Eisen, als man sich darauf befand, daß die besten Respirationen die Nase der beste Respiration sei, und daß man nicht jeden Lungenkranken und Lungegeschwächten von der kalten Luft fernhalten solle. Heute gibt es sogar klimatische Winterkurorte in den Alpen mitten in Schnee und Eis, in denen verschiedene Kranke sich trefflich erholen. Wir glauben nicht mehr daran, daß die Kälte eine Feindin des Lebens unter allen Umständen ist und darum gesundheitsförderlich sein muß.

Freilich gibt es verschiedene Abarten der Winterkälte. Draußen herrscht ein greuliches Wetter. Ein Schneehöcker, aber der Schnee schmilzt bald, nachdem er gefallen ist. Selbst auf dem Trottoir der Großstadt klappt und kratet man förmlich in einem eisfalten

Gemisch von Schlamm und halbgeschmolzenem Schnee. Dabei pfeift der Wind so stark, daß die Schneeflocken waagrecht dahinfliegen. Wir werden oben und unten durchnäht, und wenn wir in einem solchen Matschweiser lange uns aufhalten müssen, können wir uns sehr leicht erkälten. Selbst Hunde vertragen eine derartige Durchfeuchtung ihrer Beine nicht gut und werden öfters infolge dieser Erkältung nierenkrank.

Ist ein naßkaltes winterliches Wetter neblig oder ist der Himmel stets mit düsteren Wolken verhagelt, so wird dadurch der Sonnenschein selbst. Mitunter bricht tage- und selbst wochenlang kein Sonnenstrahl hervor oder verschwindet bald, nachdem er sich einmal zwischen den Wolken gezeigt hat. Ein solches licht- und sonnenloses Wetter kann nicht gesund sein. Die trübe Stimmung lähmt die Energie im Menschen, aber auch sonst erweist sich der Mangel an Luft verhängnisvoll. Die Erfahrung lehrt, daß in lichtwarmen Wintern verschiedene epidemische Krankheiten, wie z. B. die Influenza, sich besonders leicht ausbreiten. Milde Winter mögen darum den Vortheil bringen, daß die Kohlenrechnung niedriger ausfällt, aber sie sind nicht herbeizuwünschen, da in ihnen auch die Krankheiten zunehmen können. Man wünscht darum Schnee und Frost herbei. Sie sind gewiß gut, wenn sie nur nicht im Uebermaß kommen.

Starke, anhaltende Fröste sind wohl zu ertragen, wenn man über eine warme Stube verfügt. Wer aber genöthigt ist, draußen im Freien seinen Lebensunterhalt zu verdienen, dem wird eine anhaltende Frostperiode unträglich, wenn sich fortwährend tiefe Kältegrade einstellen. Bei 20 Grad Celsius Frost und mehr fühlen sich die Menschen doch nicht auf die Dauer wohl. Im hohen Norden kommen noch weit stärkere Fröste vor; sie werden aber den Menschen verdröglich genug. Die Estimos sind wohl das am besten abgehärtete Volk der Erde. Die häufigste Todesursache bei diesem Polurbölkchen besteht trotzdem im Erfrieren.

Anderes verhält es sich aber, wenn in unserem Winter sich längere Perioden einstellen, in denen bei mäßigem Frost eine gute Schnee- und Eisedecke sich erhält. Wenn dabei die Tage klar sind und die Sonne scheint, wenn Windstille vorherrscht dann haben wir ein ideales Frostwetter, und man muß zugeben, daß es wohl gesund ist. Der Frost hemmt alle Ferkungen im Boden und auf den Straßen; die Keime verschiedener ansteckender Krankheiten kommen nicht so sehr zur Geltung, denn der alle bedeckende Schnee verhindert die Staubbildung. Die Luft ist köstlich, rein und erfrischend. In der Großstadt buidet man allerdings den Schnee nicht lange; er wird abgefahren und dann rollen die Wagen auf gestottem Boden; dieser wird zerrieben, und wenn Windstöße sich erheben, dann jagt der scharfe winterliche Staub durch die Straßen und wird unangenehm empfinden als der Sommerstaub. Man muß schon außerhalb der Enge der Straßen sich wenden, um die Güte des Winters auszunutzen. Berühmte sind durch ihre Strenge die Winter im Osten Europas und weiter in Asien, aber sie verdienen auch berühmt zu werden, durch die herrlichen Tage, die sie den Menschen bieten, wenn die Windstille sich einstellt, und die Sonne vom klaren Himmel so kräftig herabstrahlt, daß sie selbst bei — 30 Grad und — 40 Celsius durch den Pelz erwärmt. Sibirische Winter haben auch ihre Reize, vor allem sind sie aber beständig, man kann mit ihnen rechnen. Bei uns ist das anders, unser Klima ist überhaupt unregelmäßig. Wenn es hoch kommt friert es ein paar Wochen, nachher thaut es wieder. Ebenso ist es mit dem Schnee; in der Tiefen bleibt die Schneedecke nur selten mehrere Wochen liegen. Anders im Gebirge; in den Alpen dauert der Winter in entsprechenden Höhen ein halbes Jahr; aber auch in unseren Mittelgebirgen bleibt der Schnee monatelang liegen. Eine Schnee- und Eisbahn finden wir darum dort in dem größten Theil der Winternzeit, falls das Jahr überhaupt einigermaßen schneereich ist.

Es ist nun eine große Errungenschaft der neuen Zeit, daß man die Bedeutung des Außenhalts in freier Winterluft für die Gesundheit erkannt hat. Das führte zur Ausbildung des Winterportes. Noch vor wenigen Jahrzehnten war er bei und hauptsächlich fast nur durch den Schlittschuhlauf vertreten; heute hat er zahlreiche Abarten: Schneeschuh, Rodelschlitten, Eisbahn usw.

Wer es kann, sucht den schönen, beständigen Winter im Gebirge auf. Die Tage und Wochen, die er dort ver-

bringt, sind gut angewandt, denn in der kalten Luft erhöht sich der Stoffwechsel des arbeitenden Körpers, so daß der Geist und anderen verwandten Krankheiten ein Niesel vorgeschoben wird, in der kalten völlig staubfreien Luft flüht und erholt sich die Lunge wunderbar, und im Kampf mit Frost, Eis und Schnee vergeffen die Nerven ihre Muden. Wer aber in die Berge nicht ziehen und auch keine Winterferien machen kann, der benutze fleißig alle schönen Wintertage zu Sportübungen oder wenigstens zum fleißigen Spazierengehen. Und er nütze den schönen Tag, sofort wenn er kommt, verfrische nicht den Beginn des Sports bis morgen, denn launisch ist ja unser Winter und unvorherst über Nacht hebt er das gesunde Wetter auf, macht das Vergnügen an Eis und Schnee zu Wasser.

Hilf dir selbst.

Es war gegen Ende der Weltausstellung in St. Louis im Jahre 1904. Deutsche und Amerikaner und die zahllosen Besucher der Worlds Fair standen noch unter dem frischen Eindruck der gewaltigen deutschen Kundgebung und der hohen Ehrung, die dem Deutschen Kaiser am deutschen Tage — 6. Oktober — vor 10,000 Zeugen gezollt worden war. Das war, als Baron Speck v. Sternburg, der leider so früh durch den Tod abberufene, erfolgreichste Vertreter des Deutschen Reiches, die Botschaft des Monarchen an das amerikanische Volk verlas und daran seine prächtige, von deutschem Selbst- und Kraftgefühl getragene Rede knüpfte. Als Sternburg auf dem Podium vortrat und sich zur Lesung ansah, hatten sich sämtliche Anwesenden von ihren Sitzen erhoben und die Männer entblößten Hauptes den Worten gelauscht, eine Ehrung, wie sie in den Ver. Staaten noch niemals einem Monarchen zu Theil geworden war. Die dann folgende Rede des Botschafters hatte herzerquickend gewirkt.

Zahlreiche Reichsdeutsche hatten sich damals in der Mississippi-Metropole eingefunden, angelockt durch vage Vorhersagen, die ihnen die schnelle und leichte Erwerbung von Vermögen vorgaukelte, ein neuer Beitrag zu der Thatfache, wie falsch die wirtschaftlichen Verhältnisse auf einer Weltausstellung beurteilt werden — und das nach allen gemachten traurigen Erfahrungen früherer „Shows“. Die Folge waren viele mittellose Existenzen deutscher Nationalität, die der öffentlichen Wohlfahrt, besonders aber dem deutschen Konstatul zur Last zu fallen drohten. Das gerade Gegenstück der stolzen Demonstration am deutschen Tage.

Ein junger deutscher Jurist — der „bessere Kaufmann“ und der Studierte die in America deutsche Verhältnisse anzutreffen glauben und nicht „anfassen“ wollen oder können, sind die erfolglosesten deutschen Einwanderer, die mit ehemaligen Offizieren und Beamten die meisten gescheiterten Existenzen stellen — war auch diesem Wahne zum Opfer gefallen und stand vor der Alternative, die nächste Nacht auf dem Straßensplaner zuzubringen oder auf einer Polizeistation um Obdach nachzusuchen. Deffentliche Nachtasyle, wie in Berlin, gibt es in America nicht, wo nach dem Prinzip: „Hilf dir selbst“ jeder sich sein eigenes Bett machen muß. Die einzige Möglichkeit ist die Aufnahme in einer Polizeiwache, er läuft da aber das böse Risiko, am anderen Morgen, ohne jegliche vorherige Warnung, auf vier Wochen oder länger nach einem Arbeitshause verschickt zu werden. Besonders in New York, mit seinen zahllosen Arbeitslosen, hat gar mancher Deutsche, der unglücklicherweise nach der Landung dort hängen blieb, die trübe Erfahrung machen müssen, auch erhaltener „Gastfreundschaft“ am anderen Morgen nach dem berechtigten Blackwells Island verschickt zu werden, eine furchtbare Ernüchterung in der Neuen Welt, nach all den hochfahrenden Glücksträumen. Für Beschäftigungslose, gleichgültig, ob gezwungen oder freiwillig ohne Arbeit, gibt es in America keinen Humanitätsdusel. Hilf dir selbst!

Was sollte der Aermste anfangen? Das deutsche Konstatul, das von Hilfsbedürftigen überlaufen wurde, hatte ihm verschiedene Male mit kleinen Beträgen ausgeholfen. Der sehr wohlhabende Konstatul, der viel aus seiner eigenen Tasche gethan hatte, war nach Mexiko versetzt worden, und der Bizekonstatul hand jetzt vor einer schier nicht zu bewältigenden Aufgabe, denn neben den mannigfachen Bitten um pekuniäre Unterstützung traten tagtäglich Gesuche um anderweitige Hilfe u. Raththeilung an ihn heran. Die Situation wurde so unhaltbar — ohne jedes Verschulden der Konstatulbehörde — daß

sich der Reichskommissar und seine Beamten ohne jede Verpflichtung veranlaßt sahen, manchem bedürftigen Reichsdeutschen hilfsbereit beizuspringen. Die zahlreichen deutschen Vereine in St. Louis wiesen wohl in anderen Städten Beschäftigung nach, finanzielle Unterstützung verfolgten sie nicht, da das ganz und gar nicht mit ihren Auffassungen von der sozialen Stellung des Deutschthums in America übereinstimmt.

Hier muß ich betonen, daß ein auf sich haltender Deutscher in America sich überhaupt niemals hilfsuchend an ein Konstatul wendet, da er, wenn arbeitslos und gleichzeitig mittellos, auf Grund der Mitgliedschaft von Organisationen, denen er angehört, muß, oder durch Freunde überhaupt nicht in Verlegenheit gerathen kann. Nur ganz „Grüne“, wie unser Jurist, kamen in solche Lagen. Solche „Grünen“ gab es aber, wie gesagt, damals sehr, sehr viele in St. Louis.

Langsam spazierte der reichsdeutsche Rechtsbevollmächtigte die Olive-Street herunter, der kürzeste Weg vom Forest Park nach der Stadt, Todtmüde — er hatte noch einige Nidel — trat er in einen Saloon, dessen ganzer Anstrich den deutschen Charakter zeigte. Er holte sich ein Glas Bier, setzte sich an einen der wenigen Tische und blies Trübsal.

Einem rühtigen, kraftstrotzenden Fünfziger, dem man ein langes, erfolgreiches Leben in America anfang, ärgerte der Anblick, und er trat an ihn heran. „Woher zum Besuch der Fair hier? Schlechte Geschäfte?“ Unser Jurist klagte sein Leid, er wies wiederholt auf seine traurige Lage und Mittellosigkeit hin, nahm aber das Wort: „Arbeit“ nicht in den Mund. An den Begriff: „Arbeit“ hatte er sich trotz seiner Nothlage noch nicht gewöhnt. Das ärgerte und wunderte den Deutschen noch mehr. Dieser war vor 25 Jahren gelandet, der Sohn eines Bauern der norddeutschen Tiefen, dem man die Intelligenz im Blick anah — jezt Inhaber eines stattlichen Vermögens und einer Wagenbau-Factorey, obgleich er dieses Handwerk nie gelernt hatte. Seine Braut, aus der alten Garnison, war ihm gefolgt, eine blühende Schaar von halberwachsenen Kindern umringte ihn — alle deutsch bis auf die Knochen, die Art Deutscher im Auslande, die ihrer Nation, deutscher Art und deutscher Zunge Ehre machen. „Ich werde Ihnen helfen, geben Sie auf eine Farm oder in eines der kleineren Orte von Missouri oder Illinois, und Sie bekommen mehr Arbeit, als Sie im Leben brauchen können, ich gebe Ihnen das Reisegeld.“

Das Wort: „Arbeit, loq“ unserm Juristen nicht, das merkte sein Gegenüber. Dieser überlegte — dann dann gab er ihm eine Karte mit einer Adresse und bezeichnete ihm die „Car“, mit welcher er dorthin gelangen würde. Es war die Wohnung des mehrjährigen hochberdienten Präsidenten des Allgemeinen Deutschen Kriegerbundes, der Organisation, welche die Deutschen in der Union am wirksamsten aneinandererschließt. Es war kein ehemaliger Offizier, sondern ein Gefreiter des 11. Husaren - Regiments; nicht seine Geburt und frühere Stellung, seine Position in America hatte ihm diese Ehrenstellung eingetragen. Auch er bot als etwas Selbstverständliches zuerst Beschäftigung an, überzeuete sich aber bald von der Erfolglosigkeit seiner Bemühungen. Es folgte dann eine lange, gründliche Aussprache, deren endliches Resultat war, daß unser Jurist, der schon nach der kleinen ersten Verlegenheit von der Hoffungslosigkeit seines amerikanischen Aufenthalts überzeugt war, das Reisegeld nach New York erhielt, von wo aus er die Fahrt nach der alten Heimath — per Schub oder durch vermandtschaftliche Hilfe — antreten konnte.

Dieser studierte Reichsdeutsche hatte America nicht begriffen, er war einer von denen, die im Interesse des deutschen Namens und deutschen Ansehens besser zu Hause bleiben. Er hatte sofort bei der ersten Verlegenheit an fremde Hilfe gedacht, aber nicht an das gute Wort: „Hilf dir selbst!“

Freiherr Hans von Barnefeld.

De Kalb County (Ill.) hat eine Scheriffsgehilfin, die, wie von dort berichtet wird, ihres Amtes Last und Ehre mit Würde und weiblicher Anmut trägt. Es muß dort eine wahre Lust sein, der Behörde ins Händchen zu geraten.

Die schlechtesten Menschen sind es nicht, woran die Nerven nagen.

In Uruguay herrschen wieder normale Zustände, denn eine Revolution ist dort ausgebrochen.

Gar mancher, der nicht fragt, warnt: ungeduldig auf die Antwort.